

Die Petroleumlampe oder Das Zylinderputzen

Obwohl nach dem Anschluß des Sudetenlandes an das Deutsche Reich im Oktober 1938 eine allgemeine Aufbruchstimmung herrschte und deren sichtbares Zeichen die Elektrifizierung weiter Teile des Landes war baute man vom E-Werk in Kaaden auch eine Hochspannungsleitung zwischen Modschiedl und Schaub. Nebosedl und Klum wurden ans Netz gebracht um die Ortschaften mit elektrischem Strom zu versorgen.

Auch viele Modschiedler hofften inständig am Fortschritt der Zeit teilhaben zu können um die Segnungen des elektrischen Stromes zu genießen. Doch im Gemeinderat von Modschiedl sträubte man sich mit Vehemenz dagegen und argumentierte, daß man bisher ganz gut mit der Petroleumlampe zum Leuchten und dem Göpel zum Antrieb von Häckselmaschinen zurecht gekommen sei. Die vorhandenen Dreschgarnituren können weiter mit dem „Dampfer“ oder den Benzinmotoren betrieben werden. Das Radio tönt auch mit Akku und Batterien und elektrische Bügeleisen wird sich sowieso keiner leisten können.

Der Geiz allein aber war es der die Altbauern – überwiegend saßen solche im Gremium – so argumentieren ließ, sie saßen auf den Geldsäcken und fanden keinen Weg herab. Neues, Fremdes war suspekt, verdächtig und man verglich sich mit Bauern in Luditz oder im nahen Schaub und denen ging es ja auch nicht besser. Sich vorübergehend wenigstens zu verschulden um die Hausanschlüsse zu finanzieren wollte man nicht, zu engstirnig war man und bangte vor dem Kommenden. Den Beweis für die Verbortheit lieferte man dadurch, daß man dem Leiter des Spar- und Darlehensverein von Modschiedl und Umgebung vorhielt, der energisch für den Anschluß an das Elektonetz eintrat, er habe es da leicht, er brauche nur in die Kasse zu langen.

In den Nachbargemeinden Nebosedl und Klum erstrahlten bald die elektrischen Lichter und dort war man endlich mit Schaub gleich. Bei uns in Modschiedl konnte man lediglich auf die Stahlmasten der Stromleitungen die übers „Schwarze-Gwend“ und den weiten „Routen-Hübl“ führten schauen.

Nach wie vor mußten wir in Modschiedl also die Petroleumlampen täglich richten und es blieb, sich um Kerzen zu mühen auf daß man mit den Laternen Licht dorthin bringen konnte wo es gebraucht wurde. Zusätzlich war dies keine Belastung, man war es ja von je her so gewohnt.

In jeder Familie war es wohl so, daß die Kinder dafür zuständig waren, daß Petroleum nachgefüllt und die Zylinder geputzt wurden. Eine „Ölkanne“ gab es in jedem Haushalt und im örtlichen Kaufladen konnte nachgetankt werden. Dort war mindestens ein großes eisernes Faß mit zwei Rollbügeln darum und einem großen Schraubverschluß. Zum Öffnen wurde ein Vierkant eingesteckt und mit einem Hammer angeschlagen. War das Faß bis auf den letzten Tropfen leer, wurde das nächste herbei gerollt und das leere im Wechsel für den Tausch beim Großhändler bereitgestellt. In das offene Spundloch senkte man vorsichtig eine Handpumpe und mit Muskelkraft holte man das wertvolle Naß über den Auslaufstutzen in die untergestellten „Ölkanne“. Diese wurden anschließend sorgfältig zugeschraubt, auf daß nur ja kein Tropfen vom kostbaren Naß auf dem Heimweg verloren gehen konnte. Man wußte, man trägt teures Gut nach Hause.

Daheim wurden die Lampen nebeneinander aufgereiht. Meist stand oben die Tisch- oder Stubenlampe mit Schirm, die so wunderbar weiches Licht verbreiten konnte. Daneben die Stalllampen, die Aufhängevorrichtungen mit Reflektoren hatten und letztlich die Sturmlampen. Hängelampen gab es im Dorf nur wenige. In wenigen Häusern waren solche in der „grouß'n Stub'n“. Das Ausleuchten bis in den letzten Winkel war damit selten gegeben, die Leuchtkraft zu gering. Vorsichtig also begann der Lampenputzer: Von der Stubenlampe wurde zu erst der große Schirm abgenommen und auf ein bereit gelegtes Tuch zur Seite gelegt. Danach hob er mit noch größerer Vorsicht den Zylinder ab. Auch die Schirmhalterung, die auf dem Brenner saß wurde abgenommen und zur Seite gelegt. Bei den Stalllampen brauchte man nur den Zylinder leicht anheben um dann etwas vorgezogen diesen aus dem Haltering der Aufhängung zu ziehen. Mit besonders großer Vorsicht wiederum legte man diesen dann auf das Tuch. Dieser Vorgang wiederholte sich wenn mehrere Stalllampen vorhanden waren. Bei den Sturmlampen drückte man nur einen Hebel nieder. Dadurch hob sich der Zylinder im Schutzgestelle und gab den Docht zur Reinigung oder zum Anzünden frei. Sie bedurften kaum einer Pflege. Vorab wurde der Lampenschirm mit einem weichen Tuch ab- und ausgewischt. Das Lampengestell oder der -fuß, ebenso der Schirmträger desgleichen. Die Schirmhalterung mußte nur selten gereinigt werden, bei den Sturmlaternen reinigte man mit einem Pinsel. Dann wurden die Zylinder der Reihe nach wie sie aufgelegt waren geputzt. Dazu galt - unumstößlich - nur Tabakpapier zu verwenden das von den Packungen des Grobschnitt der Pfeifenraucher stammte. Dies war quadratisch, im

Ausmaß ca. 25 x 25 cm, außen glatt und innen rauh, braun und ohne Leim oder Aufdruck. Rauch- und Tabakwaren wurden damals im Dorf immer noch in der „Trafik“ verkauft, einer Einrichtung aus der Zeit der Österreich-ungarischen Monarchie die Bestand über die Zeit sogar in der ČSR hatte. Weshalb gerade solches Papier für die Reinigung von Ruß und Verschmutzung gut sein sollte, das konnte niemand erklären. Kein Pfeifenraucher hätte je eine solche Verpackung seines Tabaks weggeworfen. Um auch dorthin zu kommen wozu die Länge der Finger nicht reichte wickelte man das Tabakpapier um einen Kochlöffelstiel. So konnte man den Bauch des Zylinders auswischen, in die Verjüngung nach oben durchstoßen und der Zylinder zu Hochglanz gebracht werden. War dieses Prozedere zu Ende gebracht schraubte man nacheinander den Brenner mit Dochthalterung und Stell-schraube vorsichtig heraus und ließ den Docht über der Öffnung abtropfen. Mitunter mußte der Docht auch zu-recht gestutzt werden. Meist aber genügte das Abstreifen der Verbrennungsrückstände. Um die Lampen zu be-füllen wurde ein Trichter mit großem Teller auf die „Kugel“ oder den Ölbehälter gesetzt. Die bauchigen Gefäße, rund oder vieleckig, waren überwiegend aus Glas. Der Füllstand also ablesbar. Jeder Tropfen des Petroleums war kostbar, mußte aufgefangen werden, keiner durfte verloren gehen. Nach all dem konnte die Ölkanne „aufge-macht“ werden. Beim Ausgießen war aufzupassen, daß es nicht blubberte oder gar spritzte. So konnte nach „ge-schüttet“ werden. Bei den Sturmlampen war es problematischer, da war die Füllmenge im Blechtank nicht sicht-bar, somit höchste Vorsicht geboten.

In umgekehrter Reihenfolge wie auseinander genommen wurden die Lampen wieder zusammengesetzt und an ihre Plätze zurück gebracht. Die „Ölkanne“ wurde sorgfältig verschlossen, auch weil der Petroleumgeruch sonst ständig gegenwärtig gewesen wäre und das Tabakpapier geprüft, ob es für eine zweite Nutzung taugt.

Diese Prozeduren mußten tagtäglich vorgenommen werden weil man ja nicht wußte ob des nachts irgendwo Licht gebraucht wird.

Wehe dem der verantwortlich zeichnete und es versäumte seiner Pflicht nachzukommen. Wer da wegen Pflicht-verletzung nur Schimpf über sich ergehen lassen mußte, der kam gut davon. Manchem wurden deswegen die „Ohren lang gezogen“ und mitunter hagelte es eine Tracht Prügel.

Während des Krieges verwendete man auch Karbidlampen. Die Verwendung war aufwendiger und wegen der Gasbildung gefährlich. Einmal angezündet mußte man sie „abbrennen“ lassen. Die offene Flamme gab zwar helleres Licht, die Brandgefahr aber riesengroß.

Manches wäre uns Modschiedlern des Lichtes wegen erspart geblieben hätte der Gemeinderat sich seinerzeit für den Anschluß an das Elektrizitätsnetz entschieden, doch dümmlicher Weise wurde eine dargebotene Hand damals brüsk ausgeschlagen.